

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Dem Hannes Reusch, der — wiewohl ein heimlicher Spötter — sich um des Ansehens in der Gemeinde willen doch hin und wieder im Gotteshause sehen ließ, und so auch heute, ward es unbehaglich bei diesen Worten. Mit unsicherem Winkeln fuhr sein Auge umher über Altar und Chor. Er war ja freilich gut versichert, aber immerhin —! Bis ein Neubau stand, ging manche gute Einnahme verloren. Vielleicht auch, daß die Konkurrenz drüben im Unterdorf die Situation ausnutzte. Wie um Veruhigung zu suchen, warf er da einen Seitenblick zu dem Sohn neben ihm, der ihn hatte begleiten müssen. Sehr zu seinem Verdruss, denn der Mannes war erst heute morgen in aller Frühe von einem Samstagbummel in Wien mit seinem Freunde Steiniefen im Auto heimgekehrt. Nun saß er schläfrig und übel-launig neben dem alten Reusch in seinem Kirchenstuhl vorn in der ersten Reihe, wo die Honoratioren des Ortes ihre Plätze hatten, und hielt die Augen müde geschlossen. Man konnte es ja für Andacht halten.

Mit einem geheimen Seufzen wandte da der Hannes Reusch seinen Blick wieder ab. Hier fand er keinen Beistand. Und dem sonst so beweglichen, munteren Mann kamen graue Gedanken. Wie das wohl einmal werden mochte, wenn er nicht mehr da war? Die Tochter wie der Sohn — zusammenhalten hatten sie beide nicht gelernt. Vielleicht ging bald in alle Winde, was er in einem langen Leben vor sich gebracht. Aber war er schließlich nicht selber schuld daran? Was hatte er auch so hoch hinaus gewollt mit den beiden?

Ein Donnerschlag, daß die Fenster des alten Gotteshauses erklimten, entriß den Hannes wieder diesen dunkeln Gedanken. Bei ihm daheim aber trieb er Marga Reusch, die bis dahin am Fenster gestanden und in das Toben des Gewitters geschaut hatte, aus ihrem Zimmer fort, nebenan ins Stübchen der Großmutter. Selten war es, daß sie einmal dort, bei der alten blinden Frau, eintrat. Verwundert hob diese daher den Kopf.

„Magri, du?“

„Ja, Großmutter. Ich bin ja sonst nicht ängstlich. Aber heute —“

Und sie kam näher zu der Blinden. Diese nickte freundlich.

„Komm, Kind — setz' dich zu mir.“ Ihre Hände suchten nach denen Margas und faßten sie wie schützend. „So — und nun nicht bangen! Wir stehen alle in Gottes Hut.“

Marga erwiderte nichts. Aber die Großmutter sprach weiter, doch gütig.

„Mich freut's, daß du einmal zu mir kommst. Ich fühle es ja schon lange, daß etwas in dir vorgeht.“

„In mir?“

„Ja, Magri.“ Und die alten Hände hielten die widerstrebenden jungen Finger fest. „Du quälst dich heimlich mit etwas.“

Marga Reusch war betroffen. Wie scharf diese lichtlosen Augen doch sahen! Aber sie schwieg.

„Willst du dich denn nicht einmal aussprechen?“

„Aussprechen —? Worüber denn nur, Großmutter?“

„Verstell' dich doch nicht, Kind. Ich sehe zwar nicht mehr, aber hören kann ich doch noch. Und ich vernahm so manche Nacht, wie du dich ruhelos im Bett warfst — wenn droben, im oberen Stock, noch die Tritte gingen zu später Stunde.“

Heiß schoß es in Margas Wangen, und nun fühlte sie den sanften Druck der alten Hand.

„Du denkst an eine Heirat mit dem Gerhard Bertsch, Magri.“

Da rissen sich Margas Finger mit einem Aufzucken los. „Und wenn es so wäre?“

Ein kleines Schweigen, dann die Antwort:

„Das gäb' kein Glück — weder für dich noch für ihn.“

„Großmutter!“

„Fast dir's mir nicht selber gesagt? Du willst ja dem Manne, den du heiratest, nicht Opfer bringen, sondern nur Vorteile haben von ihm.“

Marga Reusch senkte das Haupt. Ja, so hatte sie gesagt damals. Aber — war da nicht etwas über sie gekommen, etwas Fremdes, nie Geahntes, und hatte von ihr Bestizt ergriffen, mehr und mehr, trotz all ihrer kühlen Vernunft.

Aber gleich wieder warf sie den Kopf in den Nacken, als schämte sie sich solchen Eingeständnisses schon vor sich selber. Und der gewohnte Hochmütstklang war in ihrer Stimme, wie sie nun erwiderte:

„Freilich hab' ich das gesagt. Und denke auch heute noch so. Aber gerade darum glaube ich, daß Bertsch ein Mann für mich wäre.“

Die Reusch-Mutter wiegte still ihr Haupt. Dann wandte sie das Antlitz zu der Enkelin hin.

„Wenn du schon möchtest — weißt du denn aber, ob der Gerhard Bertsch auch dich will?“

Wie ein Stachel in eine offene Wunde fuhr das. Doch um so höher nur bäumte sich Margas Stolz empor.

„Er wird mich heiraten!“

„Bist du dessen so gewiß?“

„Er wird — denn ich will.“

„Magri!“ Die Blinde erschraf. Was schlug ihr da entgegen? Ihre alten Hände tasteten nach der Enkelin. „Woran denkst du?“

„Ich weiß es nicht, Großmutter, nur das weiß ich: Er soll mein werden, und müßt' ich —!“

Sie sprach es nicht zu Ende. Derselbe rajende Donnerschlag, der in dem kleinen Gotteshause drüben alle Herzen zusammenzucken ließ, brach jäh ihre wirren Worte ab. Der zuckende Witz, der ihn begleitete, hellte für einen Herzschlag

lang das Nachdunkel vor der Greisin auf. Wie eine aufzüngelnde Glut, brennend rot stand es ihr vor dem Blick. Eine Glut, die vernichtete, was sie erfaßte — die sich selbst zerstörte. Ihr erschrockenes Antlitz war der Enkelin zugekehrt. Die stand regungslos. Aber auf dem blassen, starren Gesicht flammte es. War es nur der schwüle Widerschein des Blipes oder die Lohle eigener Gluten?

\*

Reche Christiansglück lag heute in sonntäglicher Stille. Wie immer war Vertsch auch heute am Vormittag auf dem Bureau. Wenn der Betrieb feierte, hatte er die beste Gelegenheit, allerlei wichtige Korrespondenzen in Ruhe zu erledigen. So tat er es auch jetzt. Vertsch ist in seine Schreibereien achtete er nicht darauf, wie sich inzwischen draußen der Himmel bezogen hatte. Drüben über der Bergwand schwebte es unheimlich. Ein schwarzer Riesenvogel auf schwefelgelbem Grunde. Schnell wuchsen seine Schwingen im Näherkommen.

Erst wie jetzt das Telephon vor ihm auf dem Schreibtisch schrill anschlug und er den Hörer abhob, bemerkte er durchs Fenster das drohende Unwetter. Aber seine Aufmerksamkeit galt gleich wieder dem Gespräch.

„Hier Vertsch.“

„Hier Kraftzentrale — Maschinist Ebner.“

„Nun, was gibt's?“

„Ach, entschuldigen Herr Direktor, hier bei mir ist das Fräulein vom Adligen Hause. Sie möchte Herrn Direktor gern selber sprechen.“

„Fräulein von Grund?“

„Ja — ich bin am Apparat, Herr Vertsch. Im komme gerade von der Frau Ebner. Sie ist leidend, schon seit einiger Zeit, und in meiner Pflege. Ich hatte ihr wiederholt in den letzten Tagen geraten, den Arzt zu holen, denn die Sache schien mir nicht unbedenklich. Vermutlich eine arg verschleppte Influenza. Aber sie weigerte sich beharrlich. Es würde auch so schon werden. Nun ist die Sache über Nacht aber sehr ernst geworden. Die Frau liegt in Fieberdelirien, und die Brust fliegt nur so. Anscheinend eine schwere Lungenentzündung, wenn nicht noch Schlimmeres.“

„Oh — das ist ja böse.“

„Ja, es muß unverzüglich alles Nötige geschehen. Und darum rufe ich Sie an. Könnten Sie den Mann wohl sofort beurlauben, daß er zum Arzt läuft?“

„Sofort? hm, das ist freilich. — Die Zentrale kann ja doch nicht ohne Aufsicht bleiben. Es zieht auch gerade noch ein schweres Gewitter auf.“

„Aber es ist ernsteste Gefahr, Herr Vertsch. Es kann auf die Minute ankommen!“

„Gewiß, natürlich. Zu dumm nur! Muß heut' auch grad' noch Sonntag sein. Kein Mensch hier auf dem Werk!“

„Wäre denn da wirklich niemand? Es muß sich doch jemand finden lassen.“

„Gut — ich komme selber! Sofort bin ich drüben.“

Und schon legte er den Hörer zurück, nahm den Hut vom Haken und eilte über den menschenleeren Zechenplatz zur Kraftstation. Ganz dunkel war es inzwischen bereits geworden. Mit rasender Schnelligkeit war das Wetter heraufgekommen. Das würde einen bösen Tanz geben!

Nun trat er in den weiten, hohen Raum ein. Sonst strahlend hell mit seinen weißglänzenden Kacheln an Wänden und Böden, heute aber voll tiefer Dämmerung. Unheimlich lagen in dem Dunkel die schwarzen Kolosse der Dynamomaschinen da. Hinten auf dem erhöhten Absatz, wo die Schaltungen und Registrierapparate angebracht waren, zeichneten sich von der matt schimmernden Marmortafelung zwei menschliche Schatten ab. Ein Mann und eine Frau. Eke von Grund, die dort mit dem Maschinisten stand. Rasch kam sie ihm nun entgegen mit ausgestreckter Hand.

„Wie gut von Ihnen, daß Sie kommen!“

„Doch nur selbstverständlich. — Also los, Ebner, machen Sie, daß Sie fortkommen. Und gute Besserung für Ihre Frau.“

„Aber Herr Direktor können doch nicht selber —“

„Los, los! Sie hörten ja, es könnte hier auf die Minute ankommen!“

„Ja, dann muß ich wohl! —“

Und der Mann lief zur Tür. Wie er sie öffnete, riß ihm ein aufheulender Windstoß die Klinken aus der Hand. Schmetternd flog die Tür gegen die Wand. Im nächsten

Augenblick auch schon ein geradezu rasendes Herniederprasseln auf dem Zechenplatz draußen. Nicht zehn Schritt weit mehr zu sehen vor den niederkratternden Wasserarmen.

„Ein regelrechter Wolkenbruch. Wie in den Tropen. So etwas hab' ich hierzulande ja überhaupt noch nicht erlebt.“

Und Vertsch ging zur Tür, um sie wieder zu schließen. Aber da merkte er, daß Eke ihm folgte. Erstaunt sah er sich nach ihr um:

„Sie wollen doch nicht etwa?“

„Aber sie nickte entschlossen.“

„Ich muß wieder zu der Kranken, bis der Arzt kommt.“

„Unmöglich. Sie haben ja keinen trockenen Faden mehr, ehe Sie halb über den Platz sind.“

„Was tut's?“

„Aber Sie müssen doch auch an sich denken.“

„Nicht in einem so ernsten Fall.“

Und sie griff zur Klinken.

Doch seine Hand legte sich auf die ihre.

„Fräulein von Grund. Es ist ja Unsinn — Pardon. Ich meine, es ist höchster Achtung wert, solche Gesinnung. Aber es wäre wirklich verkehrt. Bitte, bedenken Sie: Sie können doch unmöglich mit triefend nassen Kleidern an das Bett einer Schwerkranken im höchsten Fieber!“

Ihre Rechte, die sich zuckend aufgeföhnt hatte gegen den Zwang der auf ihr liegenden Hand, entspannte sich. Da fuhr er fort:

„Nicht wahr, Sie müssen es doch selber zugeben. Und außerdem, es ist gewiß irgend jemand dort im Haus bei der Kranken.“

„Allerdings, als ich fortging nach hier, holte ich die Nachbarin.“

„Nun also. Die Frau ist doch nicht ohne Aufsicht.“

Eke erwiderte nichts mehr. Aber ihre Rechte entzog sich nun seinem Griff. Wie eine Wolke stand es auf ihrer Stirn. Schweigend lehnte sie um in das Innere der Halle.

Völlig Nacht war es hier inzwischen geworden. Nur von Zeit zu Zeit jäh durchbrochen vom fahlen Aufzucken der Blitze. Und unheimlich klang das Krachen der Donner in dem hohen weiten Raum mit seinen glatten Kachelwänden wider.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie Nepomuk Schludebier Patriot wurde.

Von Franz Reinhold Zeus.

Nepomuk Schludebier hatte es sich herausgrednet, daß er unter der unglücklichen Konstellation der Jungfrau und des Wassermannes geboren war. Daraus erklärte er es, daß er trotz seines Namens Schludebier, der ihm wie ein kategorischer Imperativ auf dem Nacken saß, eingeschwoener Abstammungler und dazu weltabgewandten Gemütes blieb. Er kannte nur die Natur und was mit ihr zusammenhing, war Schriftfänger des Wanderklubs „Durch dick und dünn“, Vorsitzender des vegetarischen Vereins „Kohlfost und Pflanzenbutter“ und ständiger Mitarbeiter der von siebzehn Mitgliedern finanzierten und abonnierten Vereinszeitschrift „Wasjer ist das allerbest schon seit alter Zeit gewest“.

Das war Nepomuk Schludebier, der den Bahvermerk Landsturm trug und sich dieserhalb beim Bezirks-Kommando zu stellen hatte. Muß noch gesagt werden, daß Nepomuk Schludebier, der schon so viel verdächtige Eigenschaften anwies, antimilitaristische Gesinnung in sich trug? Nepomuk war Antimilitarist. Das heißt nur insoweit, als er in jeglicher Hinsicht „anti“ war, zumal wenn es galt, seine ihm liebwerte Persönlichkeit vor irgend etwas, wogegen er eine „Antipathie“ hatte, zu schützen.

Diesmal konnte sich seine Antipathie nur durch einen stummen Protest äußern, unter dem lediglich die Margarinegeschachtel zu leiden hatte, in die der Uniformierte nachher seine Zivildrocken packen sollte; denn als er unter militärischem Geleite mit hundert andern zur Kaserne geführt wurde und seine Nebenleute vergnüglich sangen: „Soldatenleben, ja, das heißt lustig sein“, — ja, da schmiss Nepomuk die Schachtel in einem Wutanfall zur Erde und sein jüngerer Eintermann trat ein großes Loch hinein.

Also verärgert kam Nepomuk Schludebier zur Kaserne. Was ihm dort bevorstand, darauf hatte ihn selbst seine schwarz in schwarz malende Phantasie nicht vorzubereiten gewußt. Nach längerem Warten hieß es: „Essen fassen“. Einen Porzellantumben in der Hand, trat er als Glied einer endlosen Menschenkette in eine halbdunkle Küche, deren fleischliche Ausdünstungen ihm als Vegetarier allein schon den Atem benahmen. Ein Anrunder machte ihm klar, daß der Raufboden der Erde zugekehrt sein müsse, und kaum hatte er das Gefäß gedreht, so hatte sich schon mit einem glucksenden Schwupps ein ungeheurer Löffel gelbe dampfende Brühe hinein entleert.

Bögernd förderte Nepomuk seinen Schatz ans Tageslicht, um ihn auf Verdaulichkeit für seinen nur vegetarisch dressierten Magen zu prüfen. Entfesselt: inmitten breiig verfochtener Erbsen schwamm ein weißbläuliches Etwas, das sich vorsichtig mit dem Löffel herausgeschöpfte, als echter rechter Schweinespeck erwies, der obendrein zu lieblicher Verzierung sechs Borstenhaare und ein Stück Schlachthofstempel trug.

Nepomuk Schludebier starrte dies Phänomen so entgeistert an, als ob es die Grundlage einer ihm völlig unverständlichen Weltanschauung sei. Kalter Entsetzenschweiß gerann auf seiner Stirn.

Da klopfte ihn ein breiter Bursche auf die Schulter und sagte: „Du, Kamerad, magst den „Spag“ mit? Dann gib ihn her, ich laun ihn schon noch verdrüden.“ Damit nahm er ihn aber auch schon mit Daumen und Zeigefinger von Nepomuks Löffel und schob das unsehrliche Gebilde samt Borsten und Schlachthofstempel zwischen zwei grünend aneinandergelehene Zahnreihen. Nepomuk wand sich innerlich wie ein Wurm bei diesem Anblick, schenkte dem Manne, der ihn so ungefragt Kamerad und du angesprochen, das ganze Mittagessen und lief weit weg, um nicht sehen zu müssen, mit welcher Wonne der Beschenkte sich auch noch die zweite Ration „in den Leib schlug“.

Also betrüblich begann Nepomuk Schludebiers militärisches Dasein. Und so betrüblich setzte es sich auch fort. Beim Einkleiden erwischte er die älteste Montur, auf der Stube den härtesten Strohsack, zur Ausbildung den stimmgebähesten Unteroffizier der ganzen Kompagnie. Wochentlang fraß er nur aus Mut und Verzweiflung Kaffee, Kommissbrot und Suppen in sich hinein, aus denen er sorgsam alles fleischliche entfernt hatte. Seine Eigenarten ließen ihn alle Anforderungen des Dienstes und Hänseleien der Kameraden doppelt empfinden. Das versetzte ihn in solche Stimmung, daß er behauptete, der ganze Weltkrieg sei nur ausgebrochen, um die Bosheit sämtlicher militärischer Objekte ausgerechnet an ihm, Nepomuk Schludebier, anzulassen, der nach der Behauptung seines Unteroffiziers ein so unglaubliches Subjekt war, daß selbst die ehersamte Granate aus Schreck bei seinem Anblick zum Ausbläzer werden müßte.

Welche verborgenen Seelenregungen sollte unter solchen Umständen Nepomuks Patriotismus entfeimen? Seine Seele war verschüttet, wie sein oberster Uniformknopf im Sande des Exercierplatzes verschüttet lag, als die große Parade stattfand und der unsehrliche Schludebier der ganzen Kompagnie als Muster ohne Wert vorgeführt wurde.

Und dennoch, so unwahrscheinlich es klingen mag: Nepomuk Schludebier wurde Patriot. Daß dazu allerdings ganz ungewöhnliche Umstände mitwirken mußten, bedarf keiner Frage mehr und deshalb sollen sie nicht länger verhohlen bleiben.

Ungewöhnliche Ereignisse waren ihre Schatten voraus. An dem Tage, wo in Nepomuk Schludebier ein neuer Mensch aufstand, der auch Fleisch und selbst Alkohol gelten ließ, der sich stolz und begeistert Vaterlandsverteidiger und Patriot nannte, an jenem weltanschauungsumwälzenden Tage, dessen ferneren Ereignissen vorerst noch nicht vorausgegriffen werden soll, — fiel Nepomuk Schludebier beim Gewehrappell zum ersten Male nicht auf. Die Seele seiner Braut — als welche das Gewehr dem Soldaten bekanntlich zu gelten hat — glänzte wie ein Kristallspiegel; darob glänzte das Gesicht des Feldwebels so zufrieden, daß selbst in Schludebiers Seele ein Wogelanz der Zufriedenheit seiner Kompagniemutter hüringlitt und zum ersten Male die warme Helligkeit ganzer Pflichtenfüllung in ihr verbreitete.

Dies war des Tages glückverheißender Anfang. Nepomuk sang daher auch wirklich einmal mit, als die Kompagnie zur ersten nächtlichen Felddienstübung auszog, und fand, daß die Regimentsmusik vornan doch etwas an sich habe, was bedeutend zwingender sei als Mandoline oder Gitarre bei den Ausflügen des Wanderklubs „Durch dich und dünn“.

Nachher, als sie in Schützenlinie im Walde lagen, ward's wieder ungemütlicher. Regen setzte ein und troff vom Helm mit dicken kalten Tropfen in den Nacken. Der Waldboden war durch täglich niedergehende Herbstschauer aufgeweicht, das abgefallene Laub machte ihn glitschiger, kurzum, es war eine Situation, gegen die Nepomuk Schludebier ohne einen Augenblick Bedenken einen noch viel härteren Strohsack eingetauscht hätte, als den seinigen.

Der Halbzug, dem Nepomuk angehörte, lag auf dem äußersten rechten Flügel und hatte, wie das so üblich zu sein pflegt, bald die Fühlung verloren. Die Sachlage war peinlich, zumal wichtige Feststellungen über den Feind gemacht worden waren, die unbedingt dem Regiment übermitteln werden mußten.

„Ein Mann!“ rief halblaut der Leutnant. Nepomuk, als der nächste, dem eine solche Bezeichnung zukam, rutschte auf den Knien zu ihm hin.

„Sie sind's, Schludebier? Kann man Ihnen denn einen wichtigen Auftrag anvertrauen?“ zweifelte der Leutnant.

„Zu Befehl, Herr Leutnant,“ versicherte Schludebier.

„Also dann sorgen Sie, unbemerkt vom Feinde, diese Meldung zum Regimentsstabe hinzubringen. Ungeheuer wichtig. Darf unter keinen Umständen in Feindeshand fallen. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

Nepomuk Schludebier wuchs mit der Wichtigkeit seines Auftrages. Er erinnerte sich seiner jugendlichen Indianerlektüre und

schlangelte sich läuchlings durch regentriebsendes Gebüsch. Die Richtung war ihm vorgezeichnet. Weiter zurück wagte er sich aufzurichten und huschte von Baum zu Baum. Der Feind mußte in unmittelbarer Nähe sein. Beim Knaden jedes Astchens, beim Tropfenfall aus einem Blätterdache, dessen Stamm er angestossen hatte, schrak er zusammen und bekam Herzklopfen.

Endlich war er an einer Schneise angelangt, der er unbedingt folgen konnte, da sie feindab führte. Aber noch nicht zehn Schritte war er gegangen, da tat sich ein Busch auf und eine Stimme rief: „Halt!“

Das Hören, Kehrt machen und fliehen war für Nepomuk eins. Hinter ihm ging ein unterdrücktes Fluchen los und schwerwuchtende Schritte kamen ihm bedrohlich näher. Nepomuk flog, die wichtige Meldung durfte nicht in Feindeshand fallen. Vergebens, die Schritte blieben ihm dicht auf den Fersen.

Plötzlich lag vor Nepomuk ein großer Schmutztümpel, den er nicht überspringen konnte. Was sollte er tun? Sich ergeben, samt seiner Meldung in Feindeshand fallen? Ein Satz und er lag mitten im Tümpel drin, der ihn bis zum Halse mit schlammigem Brei zudeckte. Sein Gesicht lag im Kraut, das den Tümpelrand umwucherte. Seine Nase bekam eben noch Luft und der Brei glitt durch seine Kleider hindurch bis auf die nackte, zusammenschauernde Haut.

Nun waren die Verfolger ebenfalls zum Tümpel gelangt. Zweie waren es. Er hörte sie reden, obgleich sein Herz immer wieder dazwischen hämmerte.

„Der Kerl ist verwundet,“ sagte der eine.

„Ansjim, die Erde hat ihn doch nicht geschluckt. In der Nähe muß er sein. Still, hörst du nichts?“

„I wo, nur der Regen platscht.“

„Ob er nicht gar hier in dem Tümpelloch liegt?“

„Ja, wenn wir an der Front wären, dann schon. So müßte der Kerl ja verrückt sein. Der Dreck und das kalte Wasser. Den Blödsinn traue ich keinem Halbideoten zu.“

„Ich auch nicht, sehen wir halt anderswo.“

„Teufel auch, daß der uns entgangen ist.“

Nepomuk Schludebier lachte das Herz im frierenden Leibe ob seiner halbideotischen Schläue. Und doch, wären die beiden nicht bald gegangen, so hätte ihn das Frostgeklapper seiner Zähne verraten. Nepomuk hatte denn auch nicht den Mut, aufzustehen, und das war gut so, denn die beiden kamen noch verschiedentlich zum Tümpel zurück, wo sie seine Spur verloren hatten, und betonten immer, daß kein Eirol so dünn sein könne, in dieser Jahreszeit ein Schlammbad zu nehmen. Endlich waren sie fort.

Nepomuk erhob sich, freiz vor Frost, mit einer Schlammkruste bedeckt so dick und schwer, daß er Mühe hatte, sein Selbst vorwärts zu schleppen. Alles quatschte an ihm vom Stiesel bis zum Helm.

Eine Viertelstunde irrte er noch umher, dann kam er zum Stabe.

Stolz auf seine Heldentat schlug er vorm Major die Haden zusammen und überreichte ein völlig zerkochtes Papier, das dick von Schlamm überzogen war.

„Mensch, wie sehen Sie denn aus?“ fragte der Major, und Nepomuk erzählte, wie er durch List und Aufopferung dem Feinde entronnen war.

„War brav, mein Sohn,“ sagte der Major, „im Ernstfalle: Eisernes Kreuz. Abtreten, vom Sanitäter einen Cognak geben lassen.“

Eisernes Kreuz? Nepomuks unpatriotisches Herz tat unter der Schlammkruste einen hörbaren Ruck. Er warf sich in die Brust und empfand zum ersten Male das Hochgefühl, sich um sein Vaterland verdient gemacht zu haben.

Das In-die-Brust-werfen legte aber neue Teile des Schlammbezuges auf seine Haut und die nasse Kälte begann sein armes Gebirn dermaßen zu durchschütteln, daß er all seinen Ueberzeugungen zum Troy den Sanitäter aussuchte und um einen kräftigen Schlud Cognak bat.

Wie der Cognak aber aus der dickleibigen Feldflasche in seinen Magen hinuntergluckste und dort eine behagliche Wärme verbreitete, da ließ er nicht eher nach, bis auch der letzte Tropfen an seinen Bestimmungsort gelangt war und Nepomuk Schludebier, der Antialkoholiker, zu lieblichem Rausche hintüber sank.

Also wurde Nepomuk Schludebier Patriot und einem natürlichen Lebenswandel zugetan, der ihn den kategorischen Imperativ seines Namens fortan nicht einmal mehr als unangenehm empfinden ließ.

### Einer Diakonissin.

Liebe Freundin!

Sie schreiben mir aus dem Feld. Auf ein paar Sätze hin, die Sie von dem einstigen Jugendgeliebten in einer Zeitung gedruckt lasen. Durch die Zeitung will er antworten, denn sein Dank sei, den Dank vieler aus der Heimat Ihnen zuzuwenden, die in der Fremde Schmerzen stillt.

Ich bräunte Ihnen eigentlich nur Ihren eigenen Brief zurückzuschreiben, die von stiller, erster Güte durchwärmten Seiten, um Ihnen den Spiegel meiner Empfindungen wiederzugeben.

Sie erzählen von den Männern, die draußen in den Feldlazaretten verwundet und krank in Eure Hände kommen, und tapfer und wortlos ihre Pein zu tragen wissen. In schweren Tagen und Nächten habt Ihr manches Leid mit den armen, tapferen Feldgrauen getragen und — so bescheiden schreiben Sie — ein klein bißchen Liebe ihnen geben dürfen, habt das Vorrecht gehabt, Vertreterinnen ihrer Frauen daheim zu sein, habt sie trösten dürfen, wenn die Schmerzen zu groß wurden, und ihnen die müden Augen zum letzten Schlaf schließen dürfen.

Das erzählen Sie, die sich durch solchen Dienst begnadet fühlt, und erzählen weiter, wie Ihr still vor der Heiligkeit des Todes der Selben gestanden seid und Euch Tränen in die Augen gekommen sind. Ihr habt in Euren Friedhof Einen um den Andern gebettet, so daß jetzt über achthundert dort ruhen, und habt die Gräber geschmückt, daß diese nicht öd und leer, nicht der Liebe bar waren an Allerheiligen, an Weihnachten, Ostern, Pfingsten und wieder an Allerheiligen. Ihr wart Euch des Vorzugs bewußt, mit hinausziehen zu dürfen, um die Pflichten der Mütter, Frauen und Bräute zu übernehmen. Wenn die Hüftknochen nicht haben schreiben können, habt Ihr Briefe für die Lieben daheim geschrieben, habt die letzten Grüße geschickt, die zitternden Hände geführt zur Unterschrift, und als der Tod eingetreten, die sorgsam aufbewahrten Briefe der Frauen und Bräute in den Brustkästen oder Brieftaschen wieder sorgsam gepackt und nach Haus gesandt.

Aber auch viele, viele habt Ihr gesund und besser pflegen dürfen, habt die Feste des Jahres, ernste und schöne Feste, mit ihnen gefeiert, habt ihnen die Weihnachtslichter entzündet und die Blumen des Frühlings und Sommers gebracht, habt Scherz mit Euren „Kameraden“ getrieben und seid auch Teilnehmerinnen ihres sonst verschlossenen Vertrauens geworden, ja, sogar heimliche Pöcken gab's unter den Landstärkern zu beraten.

Hören Sie die eigenen Worte hingegeben, gefüllt mit ergriffenen Gefühlen! Wer, der das liest, steht nicht in diesem Augenblick neben Ihnen? Tausende Hände wollen nach Ihren Händen langen, tausende Stirnen sich vor Ihrer Stirne biegen.

Ein Viertelsjahrhundert bald ist es, aber das hinweg plötzlich der Geist der heimatischen Erinnerung aus Frankreich her zu mir kam. Ich bin erschrocken daran, wie jene töricht schöne Zeit wieder aufbrach. Die noch adeligen Oruch gebende Herrenmühle draußen hinterm Schloßgarten am geheimnisreichen Mühlkanal, mit den Blumen und Bäumen . . . Gern ging ich dort hin. Und wissen Sie auch noch, wie Sie im „Kasino“ mit dem feiner Herkunft nach nicht recht in den Rahmen passenden Studenten tanzten? Der hatte einen Frack seines Vaters aus alten Wiener Handwerksgefellentagen an, mit Nottengängen in den Ärmeln, darunter eine geklützte, viel zu weite Seidenweste, und eine weiße, feine Deckwaite unterm Umleg. Irgen eingewandt. Und nach dem ersten Walzer setzte er sich, vom Schwindel gedreht, vor der ganzen lachenden Gesellschaft, neben Ihrem Stuhl auf Parkett . . . Oh, Sie waren damals schon Samariterin und schirmten den Ungeehrten.

Jetzt sind wir beide durch den goldenen Rauch der Jugend tief ins Ernste und Weitere geschritten. Doch das Andenken wird noch einmal von einem hellen Segen umlegt, ich darf das Richtige, bedeutungsvoll geworden, hervorholen, wenn ich mir Sie fest als eine der Frauen vorstelle, die ich im edel geweihten Sinn ihres Luns „Schwester“ nennen darf.

Schwester Emilie, alle, denen in diesen Monaten des Grauens Ihre Hand und Ihr Mund fürsorglich war, sprechen diesen Namen aus als eiken immer teuren, und nehmen ihn gleich einem inneren Stern mit fort, in die Erde oder über die Heimat hin. Sie haben einer Schar von Männern Ihre Liebe gegeben, und eine Schar von Frauen muß Ihnen in Liebe danken.

Der Krieg hat wohl auch in das Spiel der Geschlechter einen neuen, schweren Sinn gebracht. Mädchen, die ihre Wünsche verschlossen und abgetan haben, stehen als Helferinnen vor den Betten der Soldaten. Manches Auge, das vordem anders nach ihnen geschaut, mag sich jetzt aus dem Schatten des Todes und der Last des Schmerzes, betroffen und erstaunt zu Euch aufheben. Verwandelt wird es fortan sein; und greift sein Bild wieder nach einem Frauenwesen, wird diesem ein Strahl Eures Wesens zum Schutz mitgegeben sein. Auch die Geliebte wird ihm Schwester werden.

Wie zwei reiner geordnete Schichte sehen wir die Geschlechter nebeneinanderstehen und ineinanderwirken. Das danken wir Euch, die das Schönste und zarteste der Opfer dem Vaterland hingeben.

Grüßen Sie auch Schwester Alwine wieder, die bei Ihnen als eine Freundin der Heimat ist. Ich sehe deren Bild merkwürdig: ein schwächtiges, feingliedriges Fräulein, dem die blauen Ädern durch die Schläfen und die Stirn schienen, ist eine Heldin geworden unterm Regentropfen.

Seien Sie nicht böß über die offene Art dieses Gegenbescheids. Aber das Herrliche gehört an den Tag!

Ihr  
Hans Heinrich Ehrler.

**Büchertisch.**

— Ueber die so wichtige Ernährungsfrage bestehen in den weitesten Kreisen nur ganz unklare Vorstellungen. Von dem Reformator unserer Ernährung Dr. med. M. Hindede ist soeben ein neues Buch erschienen unter dem Titel „Moderne Ernährung.“ (Theoretischer Teil; Preis gebunden 1,80 Mk. Verlag von W. Vobach & Co., Leipzig.) Die allgemeinverständlichen Ausführungen setzen jedermann in die Lage, sich mit dieser Lebensfrage zu beschäftigen. Dr. med. Hindedes bahnbrechende Untersuchungen erregen seit Jahren Aufsehen in wissenschaftlichen, sowie Laienkreisen. Ein unter dem Titel „Praktisches Kochbuch zum System Dr. Hindede“ erscheinender 2. Teil gibt jeder Hausfrau Anweisung, die bahnbrechenden Lehren Dr. Hindedes auch in die Praxis umzusetzen. Verellungen auf Dr. med. Hindedes Buch „Moderne Ernährung“ nehmen alle Buchhandlungen entgegen, wo eine solche nicht bekannt ist, bestelle man beim Verlage W. Vobach & Co., Leipzig.

**Siegener Hausfrauen-Verein.**

Die neue Bundesratsverordnung betr. „Einschränkung des Fleisch- und Fettverbrauches“ ist am 1. November in Kraft getreten. Sie legt uns Hausfrauen neue Pflichten auf. Wenn auch die privaten Haushaltungen noch nicht von den Vorschriften betroffen werden, so wollen wir Hausfrauen es doch für unsere Pflicht ansehen, die neuen Bestimmungen streng zu befolgen.

Also: Dienstag und Freitag kein Fleisch.  
Montag und Donnerstag keinerlei Gebratenes.  
Samstag kein Schweinefleisch.

Dieser Gesichtspunkt soll denn auch in Zukunft bei Aufstellung unserer Küchenzettel maßgebend sein.

Sonntag: Hafermehlsuppe, Rostbraten mit Blumenkohl und Kartoffeln.

Montag: Braten (Rest vom Sonntag), kalt aufgeschnitten, Spinat und Kartoffeln.

Dienstag: Tomatensuppe, Wirsingkoteletts\*) mit Kartoffeln und grünem Salat.

Mittwoch: Weißkraut mit Hammelfleisch (Eintopfgericht).  
Donnerstag: Suppe mit Gerkeneintage, Suppenfleisch und rote Rüben, Salzkartoffeln.

Freitag: Klößchen mit Sauerkraut und Kartoffelbrei.  
Samstag: Kartoffelklöße von gekochten Kartoffeln mit Dörrobst.

**Kochanweisungen.**

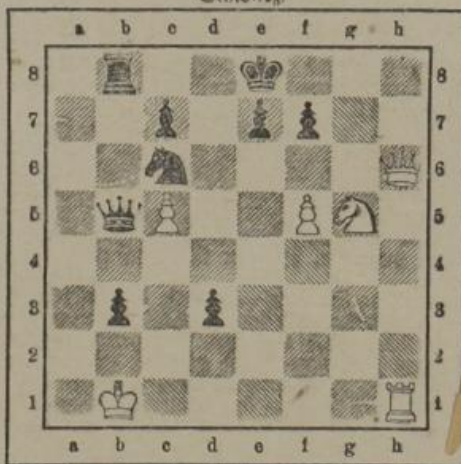
Wirsingkoteletts: Wirsing wird abgelocht, fein gemahlen, dazu kommt 1 Ei, Pfeffer, Salz, etwas geröstete Zwiebel, soviel vom Tage vorher gekochte, geriebene Kartoffeln, daß sich die Koteletts formen lassen, dann werden dieselben paniert und gebacken.

\*) Siehe Kochanweisung.

In dem Küchenzettel vom 30. Oktober ist ein sinnentstellender Druckfehler unterlaufen. In der Kochanweisung zur „Brotsuppe“ muß es heißen: für 5 Pfennig Brot, anstatt 5 Pfund Brot.

**Schach-Aufgabe.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in vorheriger Nummer:  
Mist, Post, Rost, Krost, Frost, Ost.